Der Teufelstisch.

Eine tragikomische Geschichte von Lina Leidl.

In den Vorbergen des bairischen Waldes, nicht weit vom Ulrichsberg, liegt eine wilde, romantische Schlucht, genannt das Sauloch. Ein poesieloser um nicht zu sagen unästhetischer Name!

In dieser Sauloch genannten Schlucht nun erhebt sich ein mächtiger, breiter Felsen, der oben eigenthümlich abgeflacht ist, fast wie eine Tischplatte. Das ist der Teufelstisch, so genannt, weil hier allnächtlich in der zwölften Stunde der Teufel in Person sein Geld zählen und sortiren soll. Da dies nun ein Geschäft ist, bei dem Niemand gern gestört sein will, so ist es auch dem Höllenfürsten nicht zu verübeln, wenn er über das allenfallsige Dazwischenkommen eines Unberufenen höchst ungehalten wird und seinem gerechten Zorn möglichst fühlbaren Ausdruck gibt. Jedem, der um die Mitternachtsstunde durch's Sauloch und am Teufelstisch vorbeikommt, schleudert der erboste Geldzähler ganze Hände voll blinkender Goldstücke entgegen, die sich aber während des Fallens in Steine und Felsstücke verwandeln, und den damit Bedachten durchaus nicht gut bekommen sollen. Kein Wunder also, daß sich jeder für die freundliche Scheingeldspende schon im Voraus bestens bedankt, indem er sich thunlichst beeilt, um die kritische Zeit so weit wie möglich aus dem Bereiche des tückischen Krösus zu sein. Und wenn es wirklich sein Verhängniß ist, zur Geisterstunde noch das Sauloch passiren zu müssen, da schleicht er sich, ängstlich Kreuze schlagend, den Athem anhaltend und die Augen furchtsam zur Seite gewandt, am Teufelstisch vorbei, damit ja kein Blick, den Herr Luzifer für Neugierde halten und der seinen Zorn herausfordern könnte, den Felsen streift.

— — — — — — — — — — — —

Es waren ihrer nicht viele, die sich von der Furcht vor dem Aberglauben nicht unterkriegen ließen. Der alte Höglhuber-Bauer, dessen Sohn, der Natzi und der Bärnhofer-Lenz, ein junger, stämmiger Holzknecht, zählten zu rühmlichen Ausnahmen.

Doch hüteten die beiden ersten sich wohlweislich, etwas von ihren Zweifeln an des Teufels Gegenwart verlauten zu lassen. Im Gegentheil. Sie bestärkten bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit der Leute Furcht und Grauen nach Kräften. Denn je mehr Angst die Leute vor dem spukhaften Felsen hatten, in desto respektvollerer Entfernung hielten sie sich und um so weniger brauchte der Höglhuber zu befürchten, daß Jemand über seinen Schatz gerathen könnte. Der als filziger Geizkragen bekannte Bauer hatte nämlich mit Hilfe seines Sohnes, des Natzi, einstmals in verschwiegener Mitternachtsstunde sein überflüssiges Geld in einer kaum entdeckbaren Felsspalte des Teufelstisches verborgen. Es war dieses keine leichte Aufgabe. Denn obwohl die Beiden sich so ziemlich über jede Furcht erhaben glaubten, so war es ihnen während der entscheidenden Stunde in der unheimlichen Nähe doch nicht so ganz geheuer. Jedem schlug das Herz in der Brust wie ein Kuhschwanz und des Alten Hände zitterten so heftig, daß ihm beinahe der bis zum Rand gefüllte Goldtopf entfallen wäre und er dem Natzi vorschlug, erst noch ein Vaterunser mitsammen zu beten, damit die Sache sicher glückte. — Sie glückte dann auch über Erwarten gut.

„Da müßt schon wirklich der „Teifi" selber suchen, wenn Jemand darüber kommen thät!" urtheilten die Beiden, nachdem sie sich ihr gethanes Werk wohlgefällig betrachteten. Eines Menschen Auge war es nie und nimmer möglich, das sichere Versteck zu entdecken ...

Die beiden Höglhuber hatten also alle Ursache, mit den Wölfen zu heulen, das heißt sich mit den Leuten scheinbar vor dem Teufelstisch zu fürchten. Anders verhielt es sich mit dem Bärnhofer Lenz. Der aufrichtige, treuherzige Bursche hat es auch in diesem Falle nicht verstanden, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ganz unverhohlen und mit lachendem Munde hat er im Wirthshaus einmal, wie sich die Rede gerade um den Teufelstisch gedreht hat, zu seinen entsetzensbleichen Zuhörern gesagt:

„Wenn der „Teufi" nur g'rad mir einmal einen ganzen Sack voll Geld nachschmeißen thät! Ich thät mit davonlaufen, sell weiß ich scho g'wiß. Fleißig bücken thät ich mich d'rum und aufklauben thät ich das Geld bis auf den letzten Heller und thät's heimtragen."

Das war nicht etwa eine Großsprecherei vom Lenz, sondern dies hätte er im Ernst gethan. Denn Geld zu besitzen, das war schon von jeher sein heißester und sehnlichster Wunsch. Hätte er Geld, dann wäre er sicherlich nicht der nothige Holzknecht, der sich von den protzigen Bauernsöhnen über die Achsel anschauen lassen mußte. Dann hätte er auch eher Aussicht, daß ihm der Höglbauer sein Dirndl, die Loni, in die der Lenz sterbensverliebt gewesen ist, geben thät. So aber, unter seinen gegenwärtigen, armseligen Verhältnissen braucht er nicht daran zu denken. Da bleibt ihm der Schnabel schon sauber ... Freilich, auf die Loni wenn's g'rad ankommen thät! Nachher wär' ihm freilich nicht leid, daß er eine abschlägige Antwort kriegen thät. Das liebe, herzfrische Dirndl hat ihn so gern, wie er sie. Sie hat's ihm schon selber einmal eingestanden, wie sie g'rad „zufällig" einmal zusammengekommen sind. Die Augen hat sie sich seitdem schon schier aus dem Kopfe geweint über ihres Vaters Hartherzigkeit. Die lieben, schwarzen Schelmenäuglein, die den Lenz allemal um seinen ganzen Verstand gebracht haben, wenn sie ihn damit so spitzbübisch angefunkelt hat. Aber leider Gottes ist halt alles Weinen und alles Kümmern umsonst gewesen! Wenn einer nicht schon gleich einen großen Strumpf voll Geld hat aufzuweisen gehabt, nachher hat er sich die Müh sparen können, daß er beim alten Höglhuber um dessen Tochter angehalten hat:

„Lustig ist's auf der Welt,
Hab'n sogar d' Herrn kein Geld!
Ist's für mich auch kein Schand,
Wann ich keins han! — Juhu — u!"

Schauerlich brach das Echo sich in der grabesstillen Schlucht wieder. Der Lenz, der heut in Ruppertkirchen „auf der Musi" gewesen ist, dortselbst etliche „G'stell" mit der Loni, die in Begleitung ihres Bruders anwesend war, umgetanzt und sich dabei aus dem Blick ihrer schelmischen und doch so treuen Augen neuen Muth und frische Hoffnung geholt hat, suchte sich nun den weiten, einsamen Heimweg, der ihn auch durch's Sauloch führte, durch Schnaderhüpfl singen zu verkürzen.

Da plötzlich — g'rad wie er beim Teufelstisch vorbei will, kommt's auf einmal mit surrendem Geräusch durch das nächtliche Dunkel gesaust, und ehe der Lenz sich die Ursache erklären kann, liegt er am Boden, gleich einem seiner Eichbäume, die er tagtäglich fällt.

„So — jetzt sing Deine „G'stanzeln" weiter, wann's Dir noch noth thut!" hört er es noch nahe seinem Ohr zischen, dann klang es ihm wie hastig davoneilende Schritte und dann — war's vorbei mit dem Lenz. — —

Na, der hatte sein Theil. Der geht ihm nimmer im Weg um jetzt! Denn das hatte der Höglhuber-Natzi, der von seinem sicheren Versteck hinter dem Teufelstisch den tödtlichen Wurf nach dem ahnungslos dahersingenden Lenz gemacht hatte, sich eingebildet, daß er ihm im Wege stehe. — Eifersüchtig ist er gewesen auf ihn, weil er gemeint hat, die verliebten, zärtlichen Blicke, die der Lenz heute Nachmittag der Loni zugeworfen hat, hätten der am gleichen Tische sitzenden Paintmaier-Katl gegolten, welche der Natzi sich als Hochzeiterin auserkoren hatte.

Eigentlich hätte der Eifersüchtige sofort nach dieser Wahrnehmung den muthmaßlichen Nebenbuhler gern zur Rechenschaft gezogen; allein da er, und nicht mit Unrecht, fürchtete, daß er, das schmächtige Kerlchen, bei einer Rauferei dem hünenhaften, stämmigen Menschen gegenüber vielleicht den Kürzeren ziehen könnte, so beschloß er, seinen hitzigen Gefühlen noch etwas Einhalt zu thun und dafür dem Lenz auf dem Heimweg aufzulauern. Das war überhaupt viel schlauer, denn wenn der junge Bursch am nächsten Morgen todt aufgefunden wurde, so wurde dieses auf Rechnung von des Teufels Tücke und Bosheit gesetzt. Keine gottige Seele würde auf ihn, den Natzi, auch nur den leisesten Verdacht haben, während bei einer offenkundigen Feindseligkeit und Rauferei der Sachverhalt ein wesentlich anderer geworden wäre.

— — — — — — — — — — — —

Wie lange der Lenz hilf- und besinnungslos dagelegen, hätte er selbst nicht zu sagen gewußt. Der Tag graute bereits, als er aus seiner schweren Ohnmacht erwachte und mit verwunderten Blicken um sich schaute.

Wo ist er denn eigentlich nur? Erst nach und nach kehrt ihm die Erinnerung wieder. —

Richtig. Er ist ja spät in der Nacht von der „Musi" heimgegangen und da ist ihm auf einmal, wie er durch's Sauloch gekommen ist, ein harter Gegenstand an den Kopf geflogen. Ein Stein muß es gewesen sein, seiner Anschauung nach. Na freilich, da liegt er ja noch, fast neben seiner unfreiwilligen Liegestätte. Ein Weltstrum, ein großes! — Dies ist aber noch gut abgelaufen. Herrschaftssaxen! Den ganzen Schädel hätt' es ihm zertrümmern können und maustodt könnt er jetzt sein! Aber nein, aber nein! — Da muß er doch noch einen ganz besonderen Schutzengel gehabt haben ...

Schaudernd betrachtet der Lenz sich das große Stück Stein, während er sich mühsam aufzurichten versucht, bis es ihm endlich gelingt, wieder gänzlich auf die Beine zu kommen.

Wer muß ihm denn die Schandthat nur g'rad angethan haben? Er könnt' sich nicht erinnern, daß er an einem Ort einen Feind hätt'. Haben ihn eh alle so gern gehabt und überall ist der lustige, aufrichtige Bursch gut aufgenommen gewesen. Und doch ist der Wurf von einem Menschen hergekommen, dies läßt er sich nicht abstreiten. Kein Gedanke daran, daß da eine Geisterhand oder gar der Teufel im Spiel gewesen ist! An die hundert Mal ist der Lenz schon zu jeder Stund' in der Nacht durch's Sauloch und beim Teufelstisch vorbeigegangen und niemals ist ihm auch nur das geringste Verdächtige oder gar Uebernatürliche untergekommen ... Wo wird er denn hergekommen sein, der Wurf? Hinter'm Felsen hervor, versteht sich! Während der Bursch so im tiefsten Sinnen ist, geht er mit zu Boden gehefteten Blicken rings um den Felsblock, vielleicht, daß er irgendwo Fußspuren oder sonst was entdeckt, das ihm einen Anhalt gibt.

Richtig, auf der hinteren, der Straße abgewandten Seite ist der Moosboden arg zerstampft und das Gestrüppe niedergebogen.

„Aha!" denkt sich der Lenz, — „von dieser Richtung ist der Stein hergekommen. Da muß ich extra auch noch a wengerl aufikraxeln!" Damit erklettert er einen der vielen Vorsprünge des Felsens. „Na, da haß es ja schon auch!" entfährt es ihm, als er dort einen ausnehmend schönen Gamsbart findet, an dessen unterem Ende noch ein paar Edelweiß angebracht sind. — „Dies ist dem Höglhuber Natz sin Hutschmuck," urtheilt er dann nach eingehender Besichtigung. „Es hat sonst keiner einen so raren Gamsbart droben auf seinem Hut als wie der."

Also dem hat er's zu verdanken? Dem ist's auch am ersten zuzutrauen, dem Tropf, dem miserabligen! Heimtückisch und hinterlistig genug ist er dazu ... Hahaha — dies ist schon eine Kunst auch, einem ahnungslosen Menschen den Weg abzupassen und ihn vom Hinterhalt aus zu überfallen! Aber freilich, daß er ihm Mann gegen Mann gegenüber gestanden wäre, zu dem hätt' er keine Schneid gehabt, der Dürftling, der elendige!

„Na wart Mannerl, Dir werd' ich's ablasen, Deine heimlichen Schmitz!"

Mit diesem Vorsatz springt der Lenz, nachdem er das vorgefundene „Corpus delicti" sorgfältig zu sich gesteckt hat, wieder von seinem erhöhten Rekognoszirungsplatze herab. Dabei stützt er sich mit der Hand auf ein weiter unten vorstehendes Felsstück. Dieses gibt aber plötzlich nach, löst sich los und fällt mit schwerem Gepolter zur Erde. Unter dieses Gepolter mischt sich ein eigenartig heller metallener Klang, der den Burschen aufhorchen und nach der entstandenen Oeffnung hinspähen macht. Aus dieser kollert es herunter gleich einem silbernen Strome: blinkende Thaler, Zwei- und Einmarkstücke, auch Gold ist darunter.

Lenz glaubt zu träumen. Erst wie er ein Geldstück aufhebt und es wirklich und wahrhaftig zwischen seinen vor freudiger Aufregung bebenden Fingern fühlt, merkt er, daß er wach und bei völliger Besinnung ist. Natürlich kann er sich's nicht erklären, woher das viele Geld kommt. Seiner Schätzung nach müssen es mehrere Tausende sein. Ob denn doch was Wahres dran ist an dem, was die Leut alleweil sagen? Daß der Teufel sein Geld zählt auf dem Felsen? Da müßt er ja rein nachher da drin in der verborgenen Spalte seine Schatzkammer gehabt haben! Aber nein, das ist ja Dummheit, eine einfältige! Eher stammt das Geld noch vom Schwedenkriege her, wo Bauern nicht selten ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in Feld und Garten oder auch im Wald versteckt und vergraben haben. Dies ist aber auch nicht gut möglich, denn dann müßt es ja altes Geld sein und dies ist ja lauter neues, gangbares. Na ja — ist's jetzt wie's mag! — Liegen läßt er's einmal nicht! Er nimmt es mit und wenn es neunmal vom Teufel selber ist. Geld ist Geld.

Nach diesen Erwägungen steckt der Lenz sich alle Taschen bis oben voll und so schwer hat er dran zu schleppen, daß es schier seine ohnehin noch schwachen Kräfte übersteigt. Trotz seiner Schwäche aber läßt er einen Juhschrei nach dem andern los, daß die Schlucht nur so hallt. War ja doch nun allem abgeholfen und hatte die Noth mit einem Schlage ein Ende! Wenn er jetzt vor den Höglhuberbauer hintritt und zeigt ihm den Haufen Geld, nachher sagt er kaum mehr nein wegen der Loni.

Die Loni — Juhu — u!

In seiner närrischen Freude hätte der Bursche fast vergessen, daß der Bruder der so Heißgeliebten ja beinahe zum Mörder an ihm geworden wäre, bis ihm diese Thatsache dann wieder rechtzeitig in's Gedächtniß kam. Wie ihm nämlich leise Zweifel aufstiegen, ob der alte Hartschädel doch gleich so ohne weiteres Ja und Amen sagen würde. Da fiel dem Lenz ein, daß er ihn ja dazu zwingen könnte, durch die Drohung, seinen Sohn wegen Mordversuch bei Gericht anzuzeigen. Daß er ihn sozusagen in der Hand hatte, weil der an der Ueberfallstelle aufgefundene Hutschmuck des Natzi ein kostbares Beweisstück war. Dann fiel ihm auch noch ein, daß es eigentlich besser wäre, wenn er gar nicht lang umschneiden würde und schon gleich im Anfang die beiden Höglhuber mit seiner Drohung einschüchtern thät. Sonst gibt er am Ende das Messer aus der Hand, wenn er bis zuletzt wartet damit. —

Der Höglhuber Natz hat die Augen weiter nicht groß aufgerissen, wie er plötzlich seinen todtgeglaubten Nebenbuhler auf den Höglhuberhof hat zugehen sehen. Leichenblaß ist er geworden, gezittert hat er an Händen und Füßen, und die Rede hat's ihm verschlagen. Noch lange, wie der Lenz schon dicht vor ihm und seinem Vater gestanden hat, vermochte er kein Wort hervorzubringen. — „Gelt, dies hast nit umtraut, daß ich noch lebendig vor Dir steh: Hast gemeint, es finden mich als Leich draußen, gelt? Gut, hättest mir's vermeint, sell muß ich sagen! Aber, daß halt ich nit so dumm bin, wie Du mich anschaust, weißt! Meinst leicht, ich glaub dir's, daß mir der „Teifi" dies saterisch Hirnbatzl geben hat? Dös wär Dir recht g'wesen, was? Aber da ist schon g'holfen dafür, siehst es!"

Damit hält der Lenz dem auf's neue Erbleichenden den verrätherischen Hutschmuck unter die Nase.

„Kennst den Gamsbart und die Edelweiß?"

Mit einem schnellen Griff will der Natzi sich des verdächtigen Gegenstandes bemächtigen.

Doch Lenz hatte sich vorgesehen. Den Hutschmuck wieder sorgsam in die innere Brusttasche steckend, sagt er: „Halt stad, Brüderl! So haben wir nit g'wett! wir zwei! Dies brauch ich einmal g'nothwendig; auf dem G'richt d'rin, weißt!" — Nun mischte sich auch der Alte in's Gespräch: „Geh weiter, Lenz, dies darfst uns doch nit anthun! Dies wär weiters keine Schand nit, wenn meinen einzigen Buam die Gendarm holen thäten und wenn er eing'sperrt werden thät!" — — „Wird sich kaum anders naus gehn!" sagt der Lenz ganz kalt. Jetzt verlegt auch der Natz sich auf's Bitten und Betteln; dazwischen bietet der Alte dem Burschen Geld an, doch nichts will bei diesem verfangen.

Endlich läßt er sich doch erweichen.

„Unter einer Bedingung will ich Abstand nehmen von meiner Anzeige, — unter einer einzigen, — wannst mir Deine Loni zum Weib gibst!"

Der Schlag hätte den alten Höglhuber bald getroffen vor Schreck über diese Zumuthung. Und doch hat er den kecken Brautwerber auch nicht so kurzer Hand abweisen dürfen. Drum hat er ihm diplomatisch, unter wohlberechneten Pausen, zur Antwort gegeben:

„Ja, — schau, Lenz! Von Herzen gern thät ich Dir mein Dirndl zum Heirathen geben, aber — was solches, dies will halt gar wohl überlegt sein, weißt. — Du hast nix und bei meiner Loni reißt's auch den Haufen nit aus, ich hab nit so viel Geld, wie die Leut alleweil thun. — Da hättet ihr aber ein elendiges G'frett nachher, ihr zwei miteinander!"

„Macht nix, wannst kein Geld hast!" tröstet der Lenz gutmüthig. „Dafür hab ich desto mehr. Da schau her, wannst es nit glaubst!" Mit beiden Händen greift er nun in die Taschen und holt die blinkenden Goldstücke heraus, sie auf den Tisch häufend. „Gelt, da müßt's Euch wundern!" weidet er sich an dem wortlosen Staunen der beiden Höglhuber.

Der Alte ermannt sich zuerst wieder. „Wo hast ihn denn leicht her, den Haufen Geld?" frägt er in ängstlicher Hast, da ihm eine schreckliche Ahnung aufzudämmern beginnt.

„G'funden hab ich's, draußen beim Teufelstisch!"

„Heiliger Valentini!" stöhnt der Höglhuber auf. Sein Geld, — sein schönes Geld! Und nicht sagen dürfen! .... — „Was ist's, hast Dich nachher schon b'sonnen? Willst mir Deine Loni lassen oder nit?" stört der Lenz ihn aus seinem trüben Sinnen auf, indem er die Frage mit nachdrücklichem, nicht mißzuverstehenden Blick und Geberden begleitet. — „Na ja, nachher mußt Du sie halt heirathen, in Gottesnamen!" seufzt der in die Enge Getriebene schmerzlich resignirt auf. Muß er halt das Geld als Mitgift aufrechnen, dann ist's wenigstens nicht ganz verloren! Hätte es leiden müssen, wenn wer anderer drüber gekommen wäre, da hätte er überhaupt nichts mehr gesehen davon. So, unter diesen Umständen blieb's wenigstens in der Familie.

Merkwürdige Hausthiere.

Wie Sarah Bernhardt einst einen jungen Tiger zum Geschenk erhielt, den sie zum Schrecken aller Besucher in ihrem Vorzimmer herumlaufen ließ, so ist auch jetzt der bekannten Pariser Tragödin Madame Segond-Weber von einigen Bewunderern eine ähnliche Gabe verehrt worden: ein junger Bär, ein ganz kleines Bärchen, das vermuthlich — wenn nichts dazwischen kommt — von seinem Recht auf Wachsthum Gebrauch machen und ein großer Bär werden wird. Ernest Blum hält sich für verpflichtet, die Dame zu warnen, und erzählt die Geschichte eines Malers, der einmal aus Afrika eine ganz kleine Giraffe geschickt bekam. In der ersten Zeit störte ihn das niedliche Hausthier nicht. Es hatte zwar schon einen etwas langen Hals, aber es war so niedlich, daß es kaum den Platz eines Hundes beanspruchte. Der Maler beschloß, die Giraffe in seinem eigenen Heim aufzuziehen. Sie hatte nur einen Fehler: sie leckte gern die angefangenen Gemälde ab — sie hatte nun einmal eine Vorliebe für Oelfarben. Doch mit der Zeit wuchs die Giraffe. Der Künstler mußte sich ein höheres Atelier nehmen. Aber die Giraffe wuchs auch dieses aus. Der Hals wurde immer länger. Der Maler zog von einem Atelier ins andere. Schließlich fand er kein passendes mehr, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als ein kleines, hochgelegenes Fenster zu öffnen, wo die Giraffe den Kopf durchstecken und bis zum Himmel wachsen konnte. Später hat aber das Thier seinem Besitzer einen großen Liebesdienst erwiesen. Er bemerkte eines Tages, daß über ihm eine junge Dame wohnte, deren Schönheit sein Malerauge entzückte. Der Gegenstand seiner Anbetung war aber unter der Obhut sehr strenger Eltern, und eine Annäherung war ausgeschlossen. Da kam er auf den Gedanken, die Giraffe als Liebesboten zu benutzen. Er steckte ihr ein Briefchen in das Maul und dirigirte den Hals hinauf zu der Schönen. Diese war nicht unempfindlich gegen einen solchen Liebesbeweis, und so entwickelte sich eine Korrespondenz, die schließlich mit der Hochzeit der Liebenden endete.

Naiv.

„Mein Fräulein, ich liebe Sie unaussprechlich."

„Warum sprechen Sie es denn aus?"

Mecklenburgische Anekdoten.

Angesichts der Vermählung des deutschen Kronprinzen hat sich die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auch der großherzoglichen Familie zugewandt. Der erste Großherzog von Mecklenburg war Friedrich Franz der Erste (1756—1837), der fast 52 Jahre hindurch an der Spitze seines Landes gestanden hat. Von seiner Volksthümlichkeit sprechen zahllose Anekdoten und Charakterzüge. Sein Bild lebt auch in einem klassischen Werke fort: in John Brinkmans Kasper-Ohm un ick. Friedrich Franz ist der joviale Herzog, der sich von Kapitän Pött die unglaublichen Heldenthaten von Batavia erzählen läßt; diese in Doberan spielende Episode gehört zu den durchschlagendsten Kapiteln des plattdeutschen Meisterwerkes. Doberan war sein sommerlicher Lieblingsaufenthalt. Hier spielen auch die meisten Anekdoten, von denen hier einige aufgefrischt seien:

Friedrich Franz hatte ein ausgezeichnetes Personengedächtniß, und wenn es ihn einmal im Stich ließ, so wußte sich der alte Herr doch immer zu helfen. So wurde zur Landwehrzeit ein bei der regulären Landwehr als Offizier stehender Drenkhahn von ihm bemerkt. Nach zehn und mehr Jahren sieht er ihn wieder in Doberan, kann aber nicht auf seinen Namen kommen. Schließlich geht er auf ihn zu und fragt ihn: „Wie heißt doch das Bier, das sie in Boizenburg brauen!" Drenkhahn antwortete: „Broihahn, Ew. königlichen Hoheit zu dienen." Der Großherzog, über sen gelungenes Manöver erfreut, klopft ihm freundlich auf die Schulter und ruft: „Nun weiß ich's: Sie heißen Drenkhahn."

* * *

In Doberan pflegte Friedrich Franz der Erste nach der Tafel sich öfter von dem Policinell belustigen zu lassen. Er gewahrte hier einmal unter den Zuschauern einen Rostocker Studenten, dessen groteskes Wesen ihn sehr ergötzte. Als nun Policinells Gefährtin den Spiellohn auch vom Großherzog einfordert, weist der sie an jenen Studenten mit den Worten: „Der Herr da bezahlt für mich." Der Student greift denn auch gleich zum Beutel und zahlt einen Gulden für seinen Landesvater und einen Schilling für sich selbst. Dann aber lädt unser Bruder Studio alle in Doberan gerade anwesenden Kommilitonen ein, im Salon mit ihm zu speisen und zu trinken. Als endlich der Kellner kommt und Rechnung machen will, erhebt sich unser Bursche, verbeugt sich gegen den Großherzog und sagt: „Königl. Hoheit wird die Gnade haben, für mich und meine Gäste zu bezahlen." Und der Fürst thut es denn auch „gnädigst" unter herzlichem Lachen und vielen Donnerwettern darüber, daß der verfluchte Kerl ihn doch angeführt habe.

* * *

Im Sommer 1818 erschien an der Roulette in Doberan das Muster aller Spießbürger, ein Töpfermeister aus dem erbunterthänigen Rostock. Dem Großherzog entging diese Erscheinung um so weniger, als der neue Pointeur mit entschiedenem Unglück spielte. Am dritten Tage ließ sich der Großherzog mit ihm ins Gespräch ein und fragte ihn: „Na, Meister, wieviel wollen Sie denn heute dran wagen?" „Ick dacht 'n twintig Daler, Herr Herzog," erwiderte der Meister. „Das ist mir eigentlich zu viel," sagte der Großherzog lächelnd, „indessen will ich auch mal so viel riskiren, und wir wollen sehen, wer am ersten mit seinem Gelde fertig wird." Das Spiel beginnt, und es währt nicht lange, bis beide ihre 20 Thaler verlieren. Der Großherzog sieht seinen Leidensgefährten mitleidig an und fragt ihn „Je, Meister, unser Geld ist heidi, was machen wir nun?" Der Töpfer entgegnet ganz treuherzig: „Je, Herr Herzog, ick gah na Hus un mal werre Pöti, un Se känen ja man werre Kunterbutschon (Kontribution) utschriben." Der Großherzog rief dem Abgehenden mit erheucheltem Zorn nach: „Donnerwetter! Kerl, du bist grob, und wärst du nicht so ein alter gutmüthiger Narr, so würde ich dir was auf deine Jacke schreiben lassen." Dem Töpfer aber brachte gleich darauf ein fürstlicher Lakai eine Rolle mit 50 Thalern — so viel hatte der arme Schelm in den drei Tagen gerade verloren. Beigegeben war die von dem Beschenkten treulich befolgt Mahnung, künftig nicht wieder zu spielen.

Eingegangen.

Wamperl hatte eine sehr strenge Ehehälte, doch weiß er durch List und Geistesgegenwart so manche seiner Unthaten zu verdecken. Da wieder einmal ist's 3 Uhr geworden und seine Konzession zum Trinken hatte er blos bis 12 Uhr. Er schleicht vorsichtig in's Schlafgemach; das Erste ist, die Uhr korrigiren, er tappt im Finstern hin, dreht und dreht nach rückwärts, einmal ... zweimal .... dreimal ... um und um ... so, jetzt wird's stimmen, jetzt soll die liebe Gattin 'mal sagen, wie spät es ist. Ja, ein gescheidter Mensch darf kein dummes Luder sein, denkt er sich. Der Gatin Bett raschelt. „Gottfried, wie spät ist's denn?"

„Hm, halt 'n paar Minuten über zwölf, mein Goscherl!" stottert Wamperl.

„Ist's auch wahr?"

„Kannst Dich ja überzeugen, Herzerl!"

„Zünd' a Hölzel an, denn Dir traue ich nicht!"

Gravitätisch zündet Wamperl ein Schwedisches an und dreht sich feierlich zur Uhr. Da — er meint, der Schlag muß ihn treffen, die Uhr zeigt ¼4!

„Siehst Du, Du Lump, Du elender!"

„Wie ist das nur möglich?" stammelt Wamperl.

„Weil ich Deine Kniffe schon kenne und die Uhr um drei Stunden vorgedreht hatte! Gefreu' Dich auf morgen!"

Einseitige Vorbildung.

Ein zum ersten Mal zur Hasenjagd eingeladener Rechtsanwalt schießt gleich beim ersten Treiben einen Treiber vor die Kniescheibe. — Förster: „Aber Herr Doktor, wie können Sie so falsch zielen!"

Anwalt: „Ja sehen Sie, das kommt davon, weil ich nur auf Scheiben eingeschossen bin."

Begründung.

„Ist der Alte denn Dein Onkel?"

„O nein, ich nenne ihn nur so, weil er mir pumpt."

Festtag.

„Ja, das war ein Leben im Städtchen, als ich die Erbschaft erhoben hatte und zurückkehrte! .... Alle meine Gläubiger hatten geflaggt!"

Variante.

„Der Baron hat versprochen, um mich anzuhalten!"

„Ja .... versprechen und anhalten ist zweierlei!"

Hyperbel.

Chef (früh in das Comptoir kommend, zum Buchhalter): „Um Gotteswillen, was habe' Se wieder for e' Hitze hereingemacht. Mer meint, es trefft Ein' der Schlag .... Herr Müller, sind Se Buchhalter bei Seligmann und Comp., oder sind Sie Heizer im Krematorium?"

Der Befreier.

„Gelt, Ermintruderl, es ist zu schad', daß noch keine Photographie net giebt, das gäb' a schönes Gruppenbild."